

Bezugs-Preis
In alle Postämter...
Einzelhefte...
Abonnements...

Samstagliche Zeitung.

Sonntag-Beilagen
Die die Hauptstadt...
Sonntag-Beilagen...
Abonnements...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Donnerstag 10. Februar 1898.
Redaktion und Expedition
Halle, Schulzeustraße 97.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser trifft heute in Spanien ein, wo Er Maj. das neue 5. Garde-Regiment...
* Wie schon telegraphisch gemeldet, fand am Dienstag Abend entgegengekommen hat des Generals der Infanterie von Andauqui...

Deutscher Reichstag.

36. Sitzung vom 9. Februar, 2 Uhr.
Die Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes wird fortgesetzt.
Abg. Graf Kanitz (D.): Es ist nicht meine Absicht, mich über das ganze Gebiet der auswärtigen Politik zu verbreiten...

Parlamentarisches.

Die Budgetkommission des Reichstages wird nächsten Montag mit der Beratung der Hottendorfsache beginnen.
Die letzte Kommission des Reichstages erledigte gestern die mittlsten §§ 719-720 der Novelle zur Civilproceßordnung...

Monarchie zu thun, sie nicht Aufgabe des Etats, trat Vertagung ein. - Morgen: Fortsetzung.
* Im Abgeordnetenhaus gehen die Verhandlungen in der Budgetkommission...
* Am Reichstags-Abend findet am 10. Februar, welches der Winterabschluss der Verhandlungen...

Abg. Graf Kanitz (D.): Es ist nicht meine Absicht, mich über das ganze Gebiet der auswärtigen Politik zu verbreiten...
* Die Verhandlungen über das Budget...
* Die Verhandlungen über das Budget...

Abg. Graf Kanitz (D.): Es ist nicht meine Absicht, mich über das ganze Gebiet der auswärtigen Politik zu verbreiten...
* Die Verhandlungen über das Budget...
* Die Verhandlungen über das Budget...

Es ist allerdings nicht der Akt, um sich über die Handelspolitik zu äußern. Der Vorrat der Handelspolitik des Fürsten Bismarck...
* Die Verhandlungen über das Budget...
* Die Verhandlungen über das Budget...

Abg. Graf Kanitz (D.): Es ist nicht meine Absicht, mich über das ganze Gebiet der auswärtigen Politik zu verbreiten...
* Die Verhandlungen über das Budget...
* Die Verhandlungen über das Budget...

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gvb:3:1-171133730-16872166X189802101-11/fragment/page=0001



(Nachdruck verboten.)

Das Wrack des Grosvenor.

39]

Roman von Clark Russell.

Wir durften es nicht wagen, das Schiff auch nur noch einen Strich weiter zu wenden, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, zu kentern. Dadurch wurde es für uns unmöglich, dem Dampfer näher zu kommen; es war schrecklich, die Hilfe vor Augen zu haben und sich doch sagen zu müssen, daß sie so unerreichbar war, als wäre sie tausend Meilen fern.

Wir sahen einen Mann auf der Kommando-Brücke und zweifellos beobachteten uns auch noch mehr Menschen, die für uns nicht sichtbar waren. Gott weiß, welche Empfindungen in ihnen der Anblick unseres vor dem Sturm dahinjagenden Schiffes wachrief. Unsere zerlumpten Segel und die halbmaßig gehißte Nothflagge flehten berebter um Hilfe, als es irgend eine menschliche Stimme vermocht hätte.

„Wir wollen jetzt auf jede Gefahr hin beizulegen versuchen,“ stieß ich, halb wahnsinnig gemacht, durch unser tolles Kennen, hervor, denn immer weiter entfernten wir uns von dem Schiff.

Vorläufig blieb das Beidrehen nur ein frommer Wunsch, denn der Hochbootsmann vermochte es nicht, das Rad allein zu regieren, vier Hände waren mindestens erforderlich, den Andrang der See gegen das Ruder zu überwinden, das Wenden zu bewirken. Ich lief nach der Kajütentreppe und rief den Steuermann; als derselbe nach geraumer Zeit endlich zum Vorschein kam, stürzte er, von einem starken Windstoß getroffen, wieder die Treppe herunter.

Ich sprang ihm nach, packte ihn am Jackenträger, zerrte ihn in die Höhe und trieb ihn dann, mit meinen beiden Händen auf seinem Rücken, hinauf und an das Rad.

„Hier, fest in die Spaten gefaßt!“ fuhr ich ihn an. „Du arbeitest um Dein Leben, Kerl!“

Darauf gingen Cornish und ich daran, die Raaen back zu brassen, um den Lauf des Schiffes zu hemmen und es allmählich beizulegen.

Es war dies für uns zwei eine fast übermenschliche Arbeit. Wir konnten uns kaum auf den Beinen erhalten, der Sturm raubte uns dem Athem und trieb uns das Sprigwasser in die Augen, daß wir kaum zu sehen vermochten; Sturzseen drohten uns jeden Augenblick über Bord zu schwemmen. Wir mußten uns beim Ziehen an den Brassens soweit hinten überlegen, daß wir mit dem Rücken fast lang gestreckt auf dem Deck lagen, und als wir auch hiermit noch nicht viel ausrichteten, befestigten wir die Tawe am Gangspill, steckten zwei Speichen in dasselbe und versuchten auf diese Weise die Raaen heranzubringen.

Forward hatte unsere Noth wohl bemerkt, denn der Steuermann kam uns plötzlich zu Hilfe. Ich blickte nach dem Rad herüber, um zu sehen, wie er allein damit fertig würde und

muß sagen, daß ich abermals von der Riesenkraft und Leistungsfähigkeit dieses Mannes ganz betroffen war. Wie aus Eisen gegossen stand er da: die Zähne aufeinandergebissen, breitbeinig, die muskulösen Arme fest in die Spaten gestemmt, sein ganzes Gewicht dem mächtigen Druck entgegenstellend, den die schweren Bogen auf das Steuer ausübten. Er war ein wahrer Herkules.

Was wäre ohne ihn aus uns geworden? Dank seiner Ausdauer brachten wir das Schiff in die richtige Lage. Nach den langen Mühen und Anstrengungen lag es nunmehr verhältnismäßig ruhig, schlingerte aber fürchterlich und wälzte sich wie ein Schiff, welches halb voll Wasser ist.

Ich blickte jetzt umher nach dem Dampfer. Nahe konnte er nicht sein, denn unsere Fahrt vor dem Winde her, war zu schnell gewesen, und es hatte zu lange gedauert, dieselbe zu hemmen, aber ich erwartete doch wenigstens, ihn in Sicht zu finden. Indessen all mein Suchen war vergeblich, öde und leer war der Horizont, keine Spur des Schiffes war mehr zu sehen, nichts in der ganzen Ferne war um uns her, als die tobende See, die der Schatten der bleiernen, schweren Wolken fast schwarz färbte.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Daß vier Menschen bei solchem Sturm ein großes Schiff wie das unsere, dicht an den Wind gebracht hatten, ohne eine Spiere zu verlieren, war eine Leistung, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Wir durften stolz auf uns sein, wenn wir bedachten, daß noch vor wenigen Stunden das Schiff vollständig in Segel eingehüllt war und wir es soweit entkleidet hatten, daß es im Stande war, einem wüthenden Orkan zu begegnen.

Wie das Schiff jetzt lag, bot die Bedienung des Rades keine Schwierigkeit; wäre keine schlimmere See zu fürchten gewesen, als in diesem Augenblick, so hätten wir das Steuer und das Schiff ruhig liegen lassen können. Da die zerrissenen Segel einen unerträglichen Lärm machten, befahl ich Cornish, sein Messer zu nehmen und mir zu helfen, die Leinwand loszuschneiden. Wir zogen die Brassens fest an, um den Raaen mehr Halt zu geben, stiegen dann ins Takelwerk und entfernten in kurzer Zeit die Fäden der Segel. Sie flogen davon wie Papier und wurden beinahe eine halbe Meile fortgetragen, ehe sie ins Wasser fielen.

Während dieses Geschäftes hätte uns der Sturm fast von unserem schwanken, hohen Standort in die Tiefe hinabgeschleudert; es war, als ob er uns die Seele aus dem Leibe blasen wollte. Ich war froh, als ich wieder auf Deck war, nicht allein um des größeren Schutzes willen, sondern auch wegen der Jock- und Vorbram-Stengen, welche bei dem Schlingern des Schiffes ganz bedenklich schwankten; ich fürchtete jeden Augenblick, daß sie mit der ganzen Last der Raaen herunterbrechen würden.

Jedoch weder Cornish noch ich hatten vor der Hand Kraft genug, die Stengen durch Stützen besser zu befestigen. Unser Aufstieg, unser Aufenthalt im Takelwerk und unser Kampf mit dem Sturm hatten uns gänzlich erschöpft. Bei Cornish stellte sich vor Uebermüdung jene stumpfe Gleichgültigkeit ein, wie sie Schiffbrüchige zeigen, die zuletzt aus Ueberanstrengung umsinken und in eine ähnliche Betäubung verfallen, wie Menschen, die den Tod des Erfrierens sterben.

Da ich einige Ruhe genossen hatte, so war es nicht mehr als billig, daß ich nunmehr das Rad übernahm und Forward und Cornish schlafen gehen ließ. Ich wies dem Letzteren die Roje an, welche Stevens bewohnt hatte und bat Forward, dem Steward zu sagen, daß er aufpassen solle, wenn ich rief, um sogleich heraufzukommen.

Als die Beiden mich verlassen hatten, war ich allein auf Deck. Zu meiner Bequemlichkeit und um dem Ruder mehr Halt zu geben, legte ich die Steuerkette fest; dann kauerte ich mich nieder, um etwas Schutz gegen die furchtbare Gewalt des Windes zu gewinnen.

Ich fand nun Zeit zum Nachdenken, und unsere Lage kam mir zum vollen Bewußtsein. Bisher hatte mich die Arbeit ganz in Anspruch genommen; jetzt überah ich Alles und erschrak. Die Verwüstung im Takelwerk war eine entsetzliche.

Mein Blick fiel auf das große Marssegel; ich betrachtete es mit Sorge, denn von ihm konnte möglicher Weise unser Leben abhängen; außerdem hatten wir zur Zeit als einzig brauchbares Segel nur noch das Fockstengen-Stagegel. Miß der Sturm das große Marssegel fort, dann fiel aller Wahrscheinlichkeit nach das Schiff mit seiner Spitze sogleich ab und trieb aus Mangel an genügender Leinwand ziellos vor den Wogen her, welche über den Stern schlagen und das ganze Deck überschwemmen würden.

Ebenso drohte uns die andere Gefahr, die Fockstenge zu verlieren, da sie das ganze Gewicht des Stagegels zu tragen hatte. Wenn das geschah, so ging auch dieses Segel verloren, das Schiff drehte sich und trieb dann über Steuer fort.

Wären mehr Hände an Bord gewesen, so hätte ich einen Theil der Ladung aus dem Schiffsraum schaffen und über Bord werfen lassen, um das Schiff zu erleichtern und dadurch die Spannung zu verringern. Mit der nöthigen Mannschaft wäre es auch leicht gewesen, ein Schnaufsegel an Stelle des verlorenen Marssegels zu setzen, Bürgparbunen an Fockmast und Fockstenge zu befestigen und die Oberbram-Raaen herunterzunehmen, um die Masten weniger zu gefährden. Aber was konnten wir vier Menschen, die kaum noch die Finger vor Ermattung zu regen vermochten, von alledem ausführen? Uns blieb vorläufig nichts übrig, als abzuwarten, was noch über uns hereinbrechen würde.

Umgeben von dem tobenden, heulenden Sturm und dem Donnern der schweren See, deren Wassermassen über die Schiffsseite stürzten, fühlte ich mich recht muthlos und verlassen.

Ich verblieb auf meinem Posten am Rade, denn ich wünschte sehnlichst, daß der Hochbootsmann und Cornish durch einen erquickenden Schlaf wieder zu Kräften kommen möchten. Falls Einer der Beiden zusammenbrach, dann, in der That war das Schiff verloren und wir mit ihm.

Noch waren Beide keine Stunde unten, als eine ungeheure Woge das Schiff auf dem Steuerbordbug faßte und Ströme von Wasser über das Deck ergoß. Der Stern des Schiffes sank in ein schwarzes Wellenthal und als gleich darauf die Kieselwoge unter der Güllung hinklief, den Stern wieder hebend, da stürzte der Bug in eine tiefe Mulde hinab. Noch ehe sich

das Schiff wieder ganz erhoben hatte, rollte eine zweite mächtige Welle heran und erdrückte es fast durch den Wasserschwall, der das Vordeck überfluthete.

Noch eine solche Woge und unser Schicksal war besiegelt. Glücklicherweise waren solche Wogen Ausnahme, kleinere folgten und das kämpfende, arbeitende Schiff war immer noch am Leben. Am Leben, aber verstümmelt. Der letzte schreckliche Anprall hatte den Klüverbaum dicht an der Spitze des Bugspriets weggerissen, und die Vorbramstenge unmittelbar über der Vorbram-Raa abgebrochen. Die Stenge hing im Tauwerk noch fest, der Klüverbaum war aber leewärts weggetrieben.

Das Unglück war nicht groß; im Gegentheil, mir wäre es ganz lieb gewesen, wenn alle drei Oberbramstangen über Bord gegangen wären, denn das Gewicht ihrer Raaen, die in großen Schwingungen hin- und herschaukelten, machten die unteren Masten lose und gefährdete die Decke.

Die größte Sorge flöhte mir jetzt die Fockstenge ein, an welcher die abgebrochene Stenge hing, und außerdem die noch stehende Vorbram-Raa, welche das heftige Zerren des Fockstengen-Stagegels auszuhalten hatte.

Da ich die Folgen fürchtete, die der Verlust dieses Segels nach sich ziehen mußte, rief ich den Steward und befahl ihm, den Hochbootsmann und Cornish zu wecken.

Forward erkannte auf den ersten Blick die Gefahr. „Die Fockstenge ist verloren, wenn wir nicht die Stagegel-Falls loswerfen und die Vorbramstenge fallen lassen,“ brüllte er mir ins Ohr.

„Thun Sie das,“ erwiderte ich.

Sie eilten fort, aber es dauerte eine Ewigkeit, bis sie auf dem Vorderdeck erschienen. Kein Wunder; sie hatten sich auf dem Hauptdeck durch schwere Sturzseen hindurch arbeiten müssen.

Ich wäre ihnen gern behilflich gewesen, das Stagegel niederzuholen, konnte aber jetzt vom Rade nicht weg, da das Schiff Neigung zum Abfallen zeigte. Mich packte aber auf einmal die Angst, daß wenn die Fockstenge mit dem fallenden Segel herunterfäme, ein Unglück passiren könnte. Ich schrie und winkte deshalb aus Leibesträften. Endlich verstand Forward die bezeichnenden Bewegungen meiner Arme, ich sah, wie er Cornish bei Seite schickte, dann selbst nach der Leeseite lief, hier die Schoten des Segels loswarf und dasselbe schließlich zum Niederfallen brachte.

Der Lärm war furchtbar, als Segel und Mast herunterkamen, er übertönte sogar das Geheul des Sturms. Es war ein schrecklicher Anblick, als Mast und Raaen an den Wanten hingen, vom Sturm hin- und hergeschleudert wurden, und Sturzsee auf Sturzsee dieses Gewirr überfluthete.

Das Segel lag halb im Wasser und jeder Woge sich entgegenblähend, zog es die Spitze des Schiffes noch kräftiger herum, als im regelrechten Zustand. Von dem Tauwerk noch gehalten, war der heruntergekommene Mast nebst Segel eine furchtbare Gefahr für das Schiff.

Die Taae mußten gefappt werden, um diese Gefahr zu beseitigen.

In dem Hochbootsmann hatte ich einen herrlichen Verbündeten. Klug, sicher und unerschrocken, ein Seemann vom Scheitel bis zur Sohle, ging er sogleich mit Cornish ans Werk, nachdem sie sich Weile geholt hatten.

Ich würde nie das Herz gehabt haben, den Befehl zu der Arbeit zu erteilen, denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen war das Unternehmen schrecklich lebensgefährlich.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Maskenspiel.

Von M. Zumpfe (Halle).

Eines von den Kunstzeugnissen, die sich bei der überwiegenden Mehrzahl der Naturvölker der Gegenwart vorfinden, ist die Maske. Dieser räumlichen, noch jetzt bestehenden Verbreitung entspricht eine zeitliche, denn schon lange vor dem Beginn der Geschichte verwandten die Völker, wie die Ausgrabungen ergeben haben, Masken. Schon diese Thatfachen beweisen, welche Rolle die Masken im Völkerleben spielen oder gespielt haben.

Noch heute erregt die Maske bei dem Kinde, dem Naturmenschen der Kultur, Furcht und Schrecken, und die Absicht, diesen Eindruck hervorzurufen, wird es wahrscheinlich auch gewesen sein, wodurch der Anstoß zur Hervorbringung der Maske gegeben wurde. Es giebt eine Eitelkeit, die sich auf Heldethaten bezieht und die der Tapferkeit zum sichtbaren Ausdruck verhelfen soll, so daß man sie als diejenigen der Trophäe oder, wie sie der gestreiche Forschungsreisende Karl von den Steinen in Rücksicht auf einen studentischen Brauch genannt hat, als die Eitelkeit des Schmiffes bezeichnen kann. Der Indianer schmückt sich noch heute mit den Zähnen, Klauen und Federn der von ihm erlegten Thiere, und der Südseeinsulaner liebt es sogar, die Schädel seiner Feinde an seiner Hüfte prangen zu lassen. Ein wesentlicher Antrieb zum Schmuck war also für den Mann das Bestreben, tüchtig tapfer und damit fürchtbar zu erscheinen. Wenn die Naturvölker den Kriegspfad betreten, so bestreichen sie sich noch jetzt vielfach mit grellen Farben und legen kriegerischen Schmuck an, um für sich selbst ihre Heldehaftigkeit zu erhöhen und ihren Feinden gegenüber ihre Fürchtbarkeit zu steigern. Da der Kopf der Repräsentant des ganzen Mannes ist, so lag es nahe, gerade ihn besonders mit schreckenerregenden Schmuckstücken auszustatten. Wie man denn ihn in der That auch gegenwärtig noch oftmals mit Zähnen, Krallen, Hörnern und Federn verziert, da ja die Haare zur Befestigung eine willkommene Gelegenheit bieten. Hiermit war schon der Anfang der Maske gegeben. Denn man brauchte nur dazu überzugehen, auch dem Gesichtstheil des Kopfes ein abschreckendes Außere zu verleihen, indem man Rindenstücke, die man vor das Gesicht band, in ungewöhnlicher Weise bemalte oder sonstige furchterregend umformte, und damit war die Kriegsmaske erfunden.

Der Naturmensch ist ein Freund von Festen und er feiert sie durch Gesang und Tanz. Mehr als alles Andere mußte ihm ein siegreicher Krieg die Veranlassung zu einem Feste werden. Was war da natürlicher, als daß er bei dem Siegestanze auch diejenige Trophäe trug, der er sicher einen guten Theil seines Erfolges verdante? So wurde die Kriegsmaske zum Tanzschmuck. Erst einmal zu diesem Zwecke gebraucht, geschah es ganz von selbst, daß die Maske auch bei Tanzfesten, die nicht eines Sieges wegen begangen wurden, Verwendung fand und nun allmählich zu einer besonderen Tanzmaske herausgebildet wurde. Man fertigte jetzt die Maske eigens für diese Gelegenheiten an aus Geflecht oder Holz, gab ihr eine entsprechende Form in Gestalt des Kopfes eines Geiers, Tigers oder Alligators, verummte die Gestalt des Tänzers auch noch weiterhin und schuf bestimmte Kostümtänze. Auf den Ursprung der Tanzmaske aus der Kriegsmaske deutet noch jetzt der Umstand hin, daß den Frauen die Theilnahme an diesen Masken- und Tanzfesten bei zahlreichen Naturvölkern verboten ist. Der Krieg ist unweiblich, also dürfen die Frauen auch seiner Feier nicht beimohnen. Die Bakairi in Central-Brasilien, die ihre Kostümtänze im Flötenhause abhalten, behaupten, daß eine Frau, welche sie ansehen würde, sterben müsse.

Es ist bekannt, daß bei den Naturvölkern Tanzfeste auch zu Ehren der überirdischen Gewalten veranstaltet werden. Sowohl die australischen Völker als die nordamerikanischen Indianer bekleiden sich bei ihren religiösen Tänzen mit Tiermasken und suchen beim Tanze die Gänge, die Sinne und die Gewohnheiten des betreffenden Thieres nachzuahmen. So fand die Maske auch in den religiösen Kult Eingang und wurde zur Kulturmaske. Immer blieb aber der Gedanke an das furchterregende Moment, das der Maske ursprünglich zu Grunde lag, lebendig. Es war daher nur eine natürliche

Folgerung, daß man auch die Bilder der Gottheiten mit Masken ausstattete, um ihre Gewalt und ihre Furchtbarkeit zu erhöhen. Aus diesem Grunde versehen die alten Ägypter und Inder ihre Götter mit Thiermasken, und das schlangenzüngelte Gorgonenhaupt, dessen Anblick Niemand trugte, der widderköpfige Jupiter Ammon und der stierhäuptige Bacchus der Griechen sind Nichts weiter als ein letzter Anklang an die Thiermaske.

Bei der nahen Verwandtschaft zwischen dem Fetischpriester und dem Zauberer oder Medicinmann der Naturvölker wurde die Maske von selbst zu einem Ausrüstungsstück des Zauberers und zur Zaubermaske. Namentlich wenn es galt eine Krankheit zu heilen, mußte sie vorzügliche Dienste leisten. Denn in dem Kranken sitzt ja nach dem weit verbreiteten Glauben der Naturmenschen der Krankheitsdämon, von dem man den Kranken am besten befreit, wenn man ihn durch Angst und Schrecken vertreibt. Daher bekleiden sich die Zauberer vielfach mit entsetzlichen Masken, wenn sie die Behandlung eines Kranken durchzuführen. Selbst die Chinesen veranstalten noch am Sylvester-Abend einen Maskenumzug, um den Blatterndämon, der sich an diesem Tag seine Opfer für das nächste Jahr auskucht, zu verjagen. Aber auch gegen andere feindselige Dämonen ist die Zaubermaske von Nutzen. Durch sie kann man die Dämonen der Mizernte, der Stürme und Ueberfluthungen vertreiben. So wird die ganze Geisteswelt, die dem Neger feindlich gegenübersteht, mit Hilfe von Masken bekämpft und getäuscht. In Ribokasa, südlich von Bihé, schwärmen nach der Ansicht der Neger die Wälder von mächtigen Teufeln, die auf einander eifersüchtig sind. Trifft ein solcher Teufel in seinem Gebiet einen anderen Dämon, so ärgert er sich derartig darüber, daß er fortzieht, um sich einen anderen Bezirk zu suchen, über den er die unbestrittene Herrschaft ausüben kann. Da stellen dann die schlauen Neger Scheuteufel her, die sie in die Reviere der echten Teufel schicken, damit sie die Letzteren verschrecken. Diese Scheuteufel tragen Masken, werden bezahlt und sind angesehen Leute.

Aber nicht nur gegen überirdische Missethäter, sondern auch gegen solche von Fleisch und Wein wird die Maske herangezogen, um als Justizmaske zu dienen. Man verwendet sie in diesem Sinn vielfach in den namentlich in Afrika heimischen Geheimbünden. Eine derartige Justizmaske ist der Mumbo-Jumbo bei den Mandingos in Senegambien. Sie besteht aus einem vollständigen, aus Baumrinde gefertigten Maskenkostüm und hängt gewöhnlich vor dem Eingange der Ortschaft. Soll die Gerichtsitzung abgehalten werden, so bekleidet sich eine dem Geheimbund angehörige Person mit diesem Maskenkostüm, versteht sich mit dem Stabe der öffentlichen Gewalt und bringt bei Anbruch der Nacht unter lautem Geschrei in den Ort ein. Sogleich versammeln sich alle Einwohner auf dem Marktplatz, wo die Feierlichkeit mit Gesängen und Tänzen beginnt. Um Mitternacht ergreift der Mumbomann die Schuldigen. Man bindet sie an einen Pfahl und züchtigt sie grausam mit dem Mumbostab.

Wie durch das Leben, so begleitet die Maske den Naturmenschen auch in das Grab. Und gerade hier wird wieder ihr Ursprung besonders deutlich. Die Bewohner der Meiten geben ihren Verstorbenen Todtenmasken ausdrücklich deshalb mit, damit sie im Jenseits ein Mittel haben, um Furcht und Schrecken zu erregen und sich dadurch vor bösen Einflüssen zu schützen. Die Maske gehört also eben so zur Ausrüstung des Kriegers wie die Waffen, die man ihm ins Grab mitgiebt. Diese Anschauung ist der Grund, warum man auch im alten Aegypten die Todten mit den Anubismasken ausstattete, und die sich wiederfindet in den Goldmasken von Mycena, Kertsch und Kujundschick, in den silbernen, kupfernen und hölzernen Todtenmasken des alten Peru und Mexiko.

Wenn wir heute zur Faschingszeit auf unseren Maskenfessen uns in Kostüme von Kriegeren, Thieren, Priestern und Zaubereern hüllen, ist es da nicht, als ob wir ein Stück des Entwicklungsganges wiederholen, den die Maske einst zurückgelegt hat?

Allerlei.

Vorsicht bei Reisen nach Frankreich. Der „Straßb. Post“ wird aus Mes, 2. Febr., geschrieben: Im allgemeinen Interesse erlaube ich mir, allen Reisenden, die nach Frankreich fahren, den guten Rath zu geben, sich mit ausreichenden Legitimationspapieren zu versehen. Wahrscheinlich in Folge der Dreifus-Bewegung scheinen seitens der französischen Grenzpolizei die Ueberwachungsmaßregeln gegen Reisende in letzter Zeit strenger gehandhabt zu werden als früher. Nicht nur werden die Reisenden jetzt an den französischen Grenzstationen sehr häufig angehalten und nach ihren Legitimationspapieren gefragt, sondern es scheint sogar, daß in manchen Fällen, namentlich bei solchen Reisenden, deren Aeußeres einen militärischen Anstrich hat, noch eine besondere Ueberwachung angeordnet wird. So passirte vor einigen Tagen einem Kölner Herrn von militärischem Aeußeren Folgendes: An der Grenzstation mußte er dem französischen Polizeikommissar seine Paßkarte, mit der er glücklicher Weise versehen war, vorgeigen. Der Kommissar entfernte sich mit der Karte in ein Nebenzimmer, aus dem er nach etwa fünf Minuten zurückkehrte und den Paß mit einigen höflichen Worten zurückgab. Als der Kölner in Nancy ausstieg, sah er zwei Herren, einen in Uniform, den anderen in Civil, die dem Anschein nach bereits auf ihn warteten. Der Herr in Uniform entfernte sich wieder, der Civilist aber folgte dem Reisenden in der Stadt überall hin. Auf dem Stanislausplatz, in der Republique, bei der Universität und anderen Sebenswürdigkeiten, die unser Kölner näher in Augenschein nahm — immer war der kleine Herr mit dem braunen Ueberzieher und Cylinder etwa zehn Schritt hinter ihm. Ja, als der Kölner sich in ein Restaurant begab, um zu Mittag zu essen, fand sich auch sein Begleiter dort ein und setzte sich in die entgegengesetzte Ecke des Lokals, wo er geduldig wartete, bis unser Kölner seine Wanderung auf's Neue antrat. Zuletzt folgte er dem Reisenden auf den Bahnhof und warf ihm, als der Zug sich in Bewegung setzte, einen vorwurfsvollen Schweißblick zu. Der betreffende Reisende glaubt, daß der Grenzkommissar einen Polizisten in demselben Zuge mitfahren ließ, der ihn dann in Nancy einem Geheimpolizisten überwies und den ganzen Tag beobachtet ließ.

Eine historische Wiegetafel befindet sich in der Gewehrfabrik zu Spandau. Sie enthält die Namen des Königs Friedrich Wilhelm I., des Kronprinzen, des Prinzen Heinrich und hochgestellter Militärpersonen nebst Angaben über ihr Körpergewicht. Danach wog am 10. October 1727 der König 229 Pfd., der Kronprinz 119 Pfd., Prinz Karl 150 Pfd., Prinz Heinrich 108 Pfd. Der erwähnte Prinz Karl ist ein Better des Königs (geb. 1705), ältester Sohn des Markgrafen Albrecht Friedrich; Prinz Heinrich (geb. 1709) ist der jüngste Bruder Friedrich Wilhelms I., der letzte Markgraf von Schwedt. Unter den Militärs sind hervorzuheben: der spätere Generalfeldmarschall Adam Christoph v. Plang, dann der Erzieher des Kronprinzen und spätere Generalfeldmarschall Christian Wilhelm v. Kalckstein, der spätere Generalfeldmarschall Henning Alexander v. Kleist.

Ein **merkwürdigen Prozeß** führt zur Zeit die etwa 2000 Einwohner zählende Stadt Ostritz bei Jittau in der sächsischen Oberlausitz. Sie hat die Reichspost-Verwaltung verlagert. Das Städtchen hat sich unter bedeutenden Kosten eine elektrische Licht-Anlage zugelegt. Da erschien die Reichspost-Verwaltung auf dem Plane und verbot kurzer Hand den Weiterbetrieb dieser Anlage wegen Störung der durch die Stadt geführten Telephonleitungen, und zwar gleich unter Androhung einer Geldstrafe in Höhe von 1000 Mk. Bereits vor sieben Monaten war die Stadtverwaltung bei der Behörde um die Genehmigung der elektrischen Anlage eingekommen; im Vertrauen darauf, daß diese Genehmigung sicher erteilt würde, baute man ruhig fertig, und nun stellt sich heraus, daß, wenn die Reichspost ihren Willen durchzusetzen vermag, ganz erhebliche Umbauten im Betrag von mehr als 5000 Mk. gemacht werden müssen. Die Stadtverwaltung von Ostritz hat aber nun den Spieß umgedreht und einen Prozeß gegen die Reichspostverwaltung angestrengt, dahin gehend, daß dieselbe gezwungen werden soll, ihrerseits die Telephonleitungen zu verlegen, indem ein rechtsverbindlicher Vertrag zwischen Beiden nicht besteht und die Stadt „Herr im Hause“ bleiben will. Auf den Ausgang dieses Streites kann man gespannt sein.

Nama Fallo Behanzin. Die bettelnde Königslochter Nama Fallo Behanzin, welche, wie bereits gemeldet, in Lille als obdachlos aufgegriffen und dort in einem Asyl untergebracht worden war, beabsichtigt, nach dem Rath eines Advokaten gegen die französische Regierung einen Prozeß anzustrengen, um von dieser eine Entschädigung für die ihr entzogene väterliche „Apanage“ zu erringen. Nama Fallo, welche die Tochter einer Französin und des abgeleiteten Königs Behanzin von Dahomey ist und gegenwärtig im 23. Lebensjahre steht, erklärt, daß sie bisher von ihrem Vater „standesgemäß“ unterhalten wurde, aber nach dessen Abhebung der bittersten Noth preisgegeben sei. Ihre Mutter sei mit Behanzin rechtmäßig verheiratet gewesen, weshalb sie den Titel einer Prinzessin beanspruchen könne.

Wer kauft Mumien? Ptolemäus II. Philadelphus, der Pharao, der König von Ober- und Unterägypten, Antiochus Eoter,

König von Syrien, und Alpina, Gemahlin des Seleucus, des Königs der Könige, des Beherrschers von Babylon, haben sich sicher in ihren allertrübsten Lebensstunden nicht gedacht, daß sie 21 Jahrhunderte nach ihrem Tode in London — verauktionirt werden könnten. Dennoch ist das geschehen. Ihre Mumien, der Umhüllungen entkleidet, sind im Coventgarten zur Versteigerung gekommen. Den Mangel an Schönheit, — der König von Syrien hatte nur ein Auge und der Alpina von Babylon war die Nase eingeschlagen — diesen Mangel ersehen die Mumien durch ihr hohes Alter. Der Auktionator Stevens hielt ausnahmsweise, weil es sich um königliche Reste handelte, eine kleine Anrede: „ne großartige Sache! Zwei Könige und eine alte Königin, sogar eine von Babylon, der ältesten Stadt der Welt, wo mal der Thurm von Babel stand. Wer sie kauft, ist ein gemachter Mann! Ein Brachtgeschäft für'n Anfänger im Jahrmarktsgeschäft. Wer zwei Könige und eine solche Königin, so alt wie die Königin von Semiramis, in seiner Bude hat, dessen Name wird in aller Welt gedruckt werden.“ Trotz dieser anlockenden Anprache waren die Gebote „flau“, und die Mumien wurden zusammen für 75 Pfund (1500 Mark) einem Schaubudens-Besitzer zugeschlagen. So endet Glanz und Schimmer — Alles ist eitel!

Braune Diamanten sind, wie ein Kabeltelegramm meldet, in Transvaal, in der Hauptstadt Pretoria aufgefunden worden. Auf diese Nachricht hin hat der Mineninspektor der Regierung die in der Nähe der Stadt entdeckte Diamantmine besucht. Er berichtet, daß er von der Echtheit der entdeckten Diamanten überzeugt ist. Er habe Diamanten gesehen, die noch im Boden eingebettet waren, deren Bildung derjenigen der Kimberley-Diamanten ähnlich, deren Grundfarbe jedoch braun war. Diese braunen oder gelben Diamanten, die oft von beträchtlicher Größe sind, haben nicht den Werth wie die weißerhellen Steine, man darf aber erwarten, daß neben ihnen auch welche Diamanten gefunden werden.

Ein **schönes Mutterwort** ist das folgende. Eine Mutter verliert ihr einziges Kind durch den Tod. Der Geistliche sucht die Unglückliche zu trösten und bringt dabei das biblische Beispiel der Opferung Isaaks durch Abraham vor. Hier, meint der Geistliche, hätte sich der Vater auch dem Willen Gottes gefügt. „Ja“, ruft die Mutter mit tiefem Schmerz aus, „das war auch ein Vater. Einem Mutterherzen hätte Gott dieses Opfer nie zugemuthet, denn eine Mutter würde es nie gebracht haben.“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Deklamatorisches Schatzkästlein für Damen.** Eine Sammlung ernst und heiterer Dichtungen, größerer Solovorträge sowie Zwiegespräche, herausgegeben von Clara Eppert. Stuttgart, Verlag von Levy u. Müller XII und 304 Seiten Großformat. Preis brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—. Poesieliebenden jungen Damen, welche durch Vortrag effektvoller Gedichte ihr Scherlein zur Unterhaltung in Gesellschaften und Vereinen beitragen wollen, ist in vorliegendem, der Frau Großherzogin von Hessen gewidmetem Buche ein Strauß geradezu muster-gültiger Deklamationen geboten. Sämmtliche auf ihre Wirkung im Vortrage bereits erprobte Gedichte sind nach Form wie Inhalt von vollendeter Schönheit. Da die Sammlung speziell für Damen berechnet ist, wurde meist solchen Poesien der Vorzug gegeben, welche sich weniger durch markige Sprache, als durch Innigkeit und Wärme des Inhalts auszeichnen. In dieser Beziehung kann das Buch geradezu als eine Fundgrube köstlicher Perlen des Vortrags bezeichnet werden. Sehr willkommen werden vielen auch die zahlreichen Falektvorträge sein, die eine besondere Abtheilung des Buches bilden und voll köstlichen Humors sind. Aber auch Jeder, der sich auf bloße Lektüre desselben beschränkt, wird sich daran erfreuen und es befriedigt aus der Hand lesen. Unter den Deklamationsbüchern giebt es auch nicht eins, das so viele Vorzüge in sich vereinigt, und wir sind überzeugt, daß die Sammlung in Damentreisen, in denen Sinn für Poesie herrscht, überall eine sehr wohlwollende Aufnahme finden wird. Auch Herren wird das „Deklamatorische Schatzkästlein“ vielfach ein Helfer in der Noth sein, wenn sie in Verlegenheit nach guten, des Erfolges sicheren Vortragsstücken sind.

— In der neuesten Nummer des „praktischen Rathgebers im Obst- und Gartenbau“ wird berichtet über eine neue japanische Weinbeere, deren Anzucht in Thüringen unter Anwendung einiger Vorsicht vortreflich gelungen ist. Der Strauch bildet ein außerordentlich dekoratives Ziergehölz, besonders wenn er mit feinen Früchten dicht besetzt ist, diese Früchte selbst haben einen angenehmen, leicht süerlichen Geschmack und geben zugleich, mit den Zweigen abgeschnitten, eine malerische Bierde der Tafel. Gartenfreunde, die sich für die japanische Weinbeere interessieren, mögen sich die neueste Nummer des praktischen Rathgebers kommen lassen — der Strauch ist da auch abgebildet. — Die Nummer wird gern kostenlos zugeschickt von dem Geschäftsamt in Frankfurt a. d. Oder.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Fehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.